Trost der Nacht.

Von Gottfried Kinkel.

Es heilt die Nacht des Tages Wunden,
Wenn mit der Sterne buntem Schein
Das königliche Haupt umwunden
Sie still und mächtig tritt herein.
Die milden leisen Hauche kommen,
Der Farben grelle Pracht erblaßt;
In weicher Linie liegt verschwommen
Der scharfen Zackenfelsen Last.

So legt die Nacht mit Muttergüte
Sich um die Seele schmerzenvoll:
Es läutert still sich im Gemüthe
Zur Wehmuth jeder bitt're Groll.
Die Thränen, die vergessen schliefen,
Nun strömen sie in mächt'gem Lauf:
Es steigt aus wunden Herzenstiefen
Ein rettungahnend Beten auf.

Onkel und Neffe.

Humoreske von Leo Cassau.

1.

Die Sonne stand schon sehr hoch am Himmel und ich hatte noch nichts für die Unsterblichkeit gethan, da ich mich beim absoluten Nichtsthun im Bette sehr wohl fühlte und überdies meine Bücher — wenigstens nach dem Rathe des Verlegers — auf keinem Salontisch fehlen durften.

Im Nebenzimmer hörte ich meine Frau am Frühstückstisch die Zeitungen aufschneiden, was für mich dasselbe zu bedeuten hatte, wie seinerzeit das dritte Läuten der Perronglocke für den Zug.

„Ei, was Du da für einen hübschen rosafarbenen Brief bekommen hast!" rief sie auf einmal und fügte dann in einem gewissen bestimmtenTone hinzu: „Du erlaubst doch, daß ich ihn öffne?"

„Natürlich," brummte ich, denn schließlich hätte mir das „Nein" so nichts genützt.

„So — ah — großartig — infam!" hörte ich in kurzen Intervallen, was mich denn doch veranlaßte, das voraussichtliche „Schlachtfeld" zu betreten. „Nun, was ist denn eigentlich los?" meinte ich und goß mir ganz gleichgiltig meine Tasse voll.

Mit einem unheilverkündendenBlick reichte mir meine Frau den Brief und ich las:

„Unsterblicher Sänger! Verzeihen Sie einer Anbeterin, vor Ihrem Ruhmestempel zu erscheinen und um Eintritt flehen zu dürfen. Ihre Gedichte ruhen in Goldschnitt an meinem Herzen, jede Zeile kenne ich auswendig, und wie vertiefte ich mich in Ihre seelischen Leiden! Auf Seite 111 schreiben Sie in dem Gedicht „Das wilde Weh des wegmüden Wanderers" so ergreifend schön:

„O nur eine Herzensquelle,
Daraus mein Herz dürft'
Labung schöpfen!"

Ich glaube, daß es eine Mission ist, diese Herzensquelle für Sie zu sein und Sie zu trösten auf Ihrem schmerzensreichen Lebensgang....

Alles, was ich wünsche, ist, immer nur in Ihre Augen zu schauen. Ich werde deshalb bei Ihnen eintreffen „in Ihrer Einsamkeit, geschützt von allem Erdenlärm" (Seite 109), am nächsten Montag um 5 Uhr Nachmittags.

In glühender Verehrung Ihre
Elfriede Sinnig.

NB. Früher kann ich nicht kommen, da ich erst Montag meinen neuen Hut von der Modistin bekomme."

„Was willst Du nun anfangen?" fragte mich meine Frau, und als ich, nicht eben mit dem geistreichsten Gesicht, meine absolute Rathlosigkeit an den Tag legte, fuhr sie fort:

„Du nimmst einfach einen Polizisten mit auf die Station und läßt diese lasterhafte Person sogleich verhaften; ja, das thust Du!"

Ich hatte mich nun etwas von dieser Ueberraschung erholt und suchte vorerst meiner Frau begreiflich zu machen, daß die Anklage wegen versuchter Bigamie sich doch nicht durchführen ließe.

„Welche Art von Geschöpf muß denn diese Person sein?" sagte meine Frau etwas besänftigt.

„Ich wette, sie ist lang, dünn, in reiferem Mannesalter, hat eine große Vorliebe für einen dicken Mops und einen heiseren Kanarienvogel."

„Aber sehr häßlich ist sie gewiß," fiel meine Frau ein.

„Ohne Zweifel, mein Kind," stimmte ich bei.

„Sie ist vielleicht im Stande und bleibt vierzehn Tage hier."

„Auch ein halbes Jahr," bemerkte ich. „Es wurde den Frauen immer schwer, sich von mir loszureißen."

„Fader Kerl," erwiderte sanft meine Frau; „wir müssen aber doch etwas thun?"

„Natürlich, so weit wären wir nun im Klaren. Aber weißt Du, mir ist jetzt alle Luft vergangen, den Pegasus zu besteigen, und da werde ich den Kaninchenstall richten gehen. Bis Mittag werde ich Dir schon meinen Plan mittheilen. Also auf Wiedersehen!"

2.

Hier nun eine persönliche Bemerkung über mich selbst. Ich — Ewald Friedrich Kleeborn — darf annehmen, daß den meisten Lesern wenigstens der geschmackvolle Einband meiner Werke bekannt ist. Gewöhnlich werde ich in der Rubrik „Weihnachtsbüchertisch" mit mehreren Hundert Concurrenten zugleich schmerzlos hingerichtet, was aber, wie der geneigte Leser bereits weiß, kein Hinderniß ist, um nicht hie und da einen Erfolg zu erzielen.

Nur in eines kann sich das Gros des Publikums am wenigsten hineinfinden, daß nämlich der Verfasser nicht alles selbst erlebt hat. Wie viele weibliche Personen verehren mich als den Verkünder des erhabensten Liebes- und Seelenschmerzes, den ich, der glückliche Gatte und Vater heuchlerisch in Vers und Reim gebracht!

Von allen üblen Folgen, die der Ruhm hat, kam aber noch keine der gegenwärtigen gleich! Ein Frauenzimmer, für dessen augenscheinlichen Rappel — lies Raptus — mein vielgeschundener Pegasus die Verantwortung trägt, will ungeachtet meiner Frau mir nichts dir nichts kommen und — bleiben!

Hm! Ich könnte sagen, ich hätte kein Fremdenzimmer. Aber was half das? Hatte ich doch schwarz auf weiß drucken lassen:

„Wie süß ist, schlafen in freier Luft,
Vom Mondlicht umfluthet und Rosenduft..."

Oder sollte ich die schlechte Verpflegung in's Treffen führen? Da hätte ich wieder ein Citat von mir zu hören bekommen:

„Die Waldbeere soll Nahrung uns sein,
Der Tisch das bemooste Felsgestein."

Es gab einfach kein Mittel, die Dame abzuschrecken!

Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, während ich die Raufen meiner Belgier frisch füllte.

Eben erhob ich mich, um meinem Rücken Erholung zu gönnen, als mein Auge auf Herrn Friedrich Ewald Kleeborn, einen äußerst hoffnungsvollen jungen Mann fiel, der nebenbei die Ehre hatte, mein Neffe zu sein. Er war zur Erholung seiner angegriffenen Gesundheit bei mir. Als einziger Sohn seiner Eltern, die sich kümmerlich von wenigen Austern und Trüffelpasteten ernähren mußten und sich dazu nur an Wochentagen einige Flaschen Liebfrauenmilch oder Chablis gönnen konnten, war mein Neffe doch ein hübscher, gesunder Bursche geworden.

In der letzten Zeit wurde er jedoch trübsinnig. Ich diagnosirte sofort eine leichte Geistesstörung, jene Periode des Zahnens bei einem erwachsenen Menschen, gewöhnlich auch „erste Liebe" genannt. Da dieses Leiden sogar Einfluß auf seinen Appetit nahm, schickten ihn seine Eltern zu mir, um ihn wieder herzustellen.

In dem Augenblick, wo ich besagten Neffen weltverloren dahinschlendern sah, kam mir ein Gedanke. Ich weiß, die Mehrzahl meiner Kritiker wird das entschieden bezweifeln, aber diesmal war es eine unleugbare Thatsache.

Er bemerkte mich nicht eher, als bis er eine mühsam hergestellte Einfriedigung niedergetreten hatte.

„Friedrich," sagte ich, „Dein Leiden schlägt sich schon auf die Augen. Das ist aber eine natürliche Folge der Langeweile, nicht wahr, mein Junge?"

„Die Wahrheit zu sagen, lieber Onkel, ist Deine Beobachtung ungeheuer richtig."

„Na, siehst Du, ich kenne das ja. Ab ovo: Du siehst auf dem Balle ein reizendes Mädchen, das Deine Blicke erröthend erwidert. Um poetisch zu sprechen — tritt nicht hier in den Mist — möchte ich also sagen: Deine Seele badete sich in ihrem Anblick, bis der letzte Accord der „Rosen aus dem Süden" dahinstarb. Nun geht ihr eures Weges — und seht euch nie wieder; aber der Schluß, daß ihr für einander bestimmt seid, steht bei euch fest."

„Ganz genau so!"

„Deshalb schlage ich ein neues Mittel vor. Eine kleine Anregung, und die habe ich in petto."

Dabei nahm ich den rosafarbenen Brief aus der Tasche und gab ihn Friedrich zu lesen. Mit einem spöttischen Blick gab er mir das Blatt zurück. —

„Muß sich die Tante aber darüber gefreut haben!" meinte der Schlingel.

„Das ist's ja eben. Ich bin, offen gesagt, in einer kleinen Verlegenheit. Man weiß doch auch nicht, wer und was! Angenommen aber, ich hätte einen Neffen, der zufällig genau so heißt, wie ich, angenommen, derselbe würde sich in den Kopf setzen, einige Zeit seinen Onkel zu spielen, — nun, was denkst Du zu diesen Voraussetzungen?"

„Eine famose Idee!"

„Du willst also?"

„Meinethalben! Wann kommt denn die Närrin?"

„Du hast doch gelesen, schon Montag."

Wir gingen sofort in's Haus, um meine Frau in unsere Abmachung einzuweihen.

3.

Friedrich begann mit großem Eifer, sich vorzubereiten. Er las sogar meine Gedichte, was er sich sonst nie hätte einfallen lassen; der Erfolg schien unzweifelhaft.

Am Montag Nachmittag fuhren wir ihn in unserem kleinen Wagen auf die Station und stellten uns erwartungsvoll auf dem Perron auf. Der Zug hielt und einige Passagiere stiegen aus, aber umsonst spähte ich nach einem Wesen, das auf den Namen Elfriede Sinnig hören könnte. Ich wollte mich gerade an meine Frau wenden und die ganze Sache als eine Fopperei hinstellen, als ich dicht hinter mir eine frische kindliche Stimme fragen hörte:

„Können Sie mir nicht den Weg zum Heim des Dichters Kleeborn zeigen?"

„Bitte, mein Fräulein," antwortete mein Neffe. „Der bin ich selbst. Darf ich annehmen, daß ich mit meiner liebenswürdigen Korrespondentin spreche?"

Das weibliche Wesen vor uns schob den dunklen Reiseschleier hinauf und enthüllte uns damit ein hübsches Mädchengesicht, das abwechselnd roth und blaß wurde.

Auch Friedrich wechselte die Farbe. „Das ist ja s i e — vom Vereinsball!" flüsterte er mir hastig zu, fand aber schnell seine Selbstbeherrschung wieder.

„Ich darf Sie also zu meinem Wagen führen, mein Fräulein," begann er; „freilich ist's nur das bescheidene Gefährte eines anspruchslosen Poeten, aber geweiht, sobald es Ihnen dient."

Friedrich hatte seinen Gast auf den Wagen gehoben, sich daneben gesetzt und wippte ungeduldig mit der Peitsche nach uns. Kaum waren wir auf den Rücksitzen aufgestiegen, als er auch schon losfuhr und sich dann hohnlachend nach uns umkehrte.

„Fräulein Sinnig, erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Onkel und meine Tante vorstelle?" sprach er merkwürdig schnell; „die Beiden wohnen bei mir und haben das Unglück, taubstumm zu sein. Zum Glück gelang es ihnen, ihren Naturfehler soweit zu überwinden, daß sie wenigstens verstehen, was man spricht, nämlich durch Beobachtung der Lippen; sie sind aber leider unfähig..."

Wir sahen uns erschrocken an, und schnell riß ich mein Notizbuch heraus und schrieb hinein: „Sag' doch, wir können ein wenig sprechen, wenn auch unzusammenhängend." Ich hielt ihm das Blatt vor die Augen.

Daraufhin schüttelte uns das Mädchen theilnahmsvoll die Hände und blickte uns mitleidig an.

„Die armen Leute," sagte sie dann zu unserem verruchten Neffen, „obwohl ich den Herrn nie für einen so nahen Verwandten eines berühmten Dichters halten würde!"

„Warum nicht?" fragt Friedrich.

Elfriede wurde roth. „Ich sollte es eigentlich nicht sagen, weil es Ihr Onkel ist, aber seine Physiognomie hat so etwas — Prosaisches. Hat er je einmal etwas von Ihren wunderbaren Gedichten gelesen?"

„Einmal vielleicht," entgegnete heuchlerisch dieser Ausbund von einem Neffen; „er hält jedoch alles, was ich schreibe, für dummes Zeug."

„O, dann ist er ja ein Ungeheuer, und wie edel Sie sind, daß Sie ihn bei sich behalten!"

„Ich hoffe, daß er das auch fühlt. Nicht wahr, Onkel?" wandte er sich an mich. Es zuckte mir bedenklich in den Fingern, gar zu gerne hätte ich meiner Autorität Geltung verschafft, ich mußte aber schweigen.

„Wissen Sie, Herr Kleeborn," begann Elfriede, „daß Sie eigentlich eine Ueberraschung für mich sind?"

„Eine unangenehme doch nicht?"

„Nein, das nicht! Mein Vormund weiß natürlich nichts. Ich stehe zwar mit ihm auf sehr gutem Fuße, aber ich finde ihn schon überflüssig. Hauptsächlich dachte ich über Sie nach. ‚Wie ist der Dichter Kleeborn? Vielleicht ein so gewöhnlicher Mensch wie Ihr Onkel, oder er hat einen eifersüchtigen Drachen zur Frau, die mich weiß Gott was nennt, weil ich den Dichter sehen möchte; aber die Neugierde überwog doch alle Bedenken, da bin ich nun und sehe mich so angenehm enttäuscht, da Sie gar nicht so sind, ausgenommen.."

„..ausgenommen was, mein Fräulein?"

„Nun ausgenommen, daß Sie viel jünger sind. Sie sehen eigentlich Ihrem Portrait wenig ähnlich."

Das alles war sehr schmeichelhaft für das stumme Ehepaar auf den Rücksitzen anzuhören.

Natürlicherweise war unsere Stimmung eine entsprechende, als wir zu Hause anlangten. Zur offenbaren Verwunderung fand meine poesiebegeisterte Verehrerin das ganze Anwesen in einer nichts weniger als künstlerischen Unordnung. Es war ein Landsitz, wie jeder andere.

Friedrich hielt hinter sorgfältig verschlossenen Thüren eine lebhafte Vertheidigungsrede. „Findet euch doch nur ganz kurze Zeit in diese gewiß bequeme Rolle. Ich verliere doch selbst am meisten dabei, wenn ich die liebenswürdigen Worte meiner verehrten Tante und die inspirirenden Gedanken meines Onkels entbehren muß. Den kleinen Racheakt könnt ihr mir wohl gönnen, denn wie, sie wäre wirklich häßlich gewesen? Hätte ich nicht auch die mir vom Onkel aufgegebene Rolle spielen müssen? In aller Ruhe und Stille — bei euch wörtlich genommen — werdet ihr sehen, wie schnell aus Elfriede Sinnig Frau Kleeborn junior wird. Stell' Dir das nur vor, Onkel, und Du hast die Grundlage für eine Arbeit!"

„Frau, der Schlingel zieht mich unverschämt auf, und Du sagst nichts dazu. Im Grunde genommen, möchte ich mich ergeben, und den Stummen spielen...."

„Du hast gut schweigen," versetzte meine Frau; „aber ich bin darauf nicht eingeübt und kann später auch keine Gedichte daraus machen!"

Friedrich aber bat so lange, bis wir zustimmten; denn er war von der Einbildung befangen, daß nun sein Glück davon abhinge.

4.

Die Dinge nahmen einen ganz normalen und angenehmen Verlauf. Elfriede war unbeschreiblich liebenswürdig. In ihrem ganzen Wesen konnten wir nichts von dem Ueberschwenglichen und Verschrobenen finden, das doch in ihrem Briefe gelegen. War aber der darin ausgesprochene Enthusiasmus ihr eigen, so erschien er jetzt, wo wir sie kannten, nicht mehr übertrieben. Auffallend war, wie wenig sie auf meine Arbeiten zurückkam.

Eines Tages, wir saßen mit ihnen — natürlich taubstumm — unter meiner Lieblingslinde, sagte Elfriede zu Friedrich:

„Sie müssen mir einen Gefallen thun, Herr Kleeborn, Sie müssen etwas aus dem Stegreif dichten!"

Bei diesen Worten begegneten sich mein Blick mit dem meines Neffen, der einen höchst komisch wirkenden Schrecken ausdrückte.

„Sie lieben also Improvisationen?" antwortete Friedrich mit einer verzweiflungsvollen Heiterkeit. „Ich meine, daß das doch gewöhnlich die flachsten Fadheiten sind, welche man erdenken kann. Ich weiß die Zeit nicht mehr, in der ich mich in diesem Genre versucht hätte."

„So? — merkwürdig!" erwiderte Elfriede, „und doch las ich erst neulich in einer Zeitung, daß die Improvisation gerade Ihr stärkstes Feld sei, zieren Sie sich also nicht — schnell — ich habe schon den Bleistift in der Hand!"

Friedrich holte nochmals tiefAthem, dann sagte er:

„Nun wohl; aber Sie müssen mir dafür einen — Kuß geben!"

Das Mädchen erröthete, warf einen Seitenblick auf uns, und sagte ganz vernehmlich: „Aber nur, wenn es wirklich sein muß...."

Diese schnelle Bereitwilligkeit hatte Friedrich entschieden nicht erwartet. Zu meiner Entrüstung fand er sich aber sehr schnell in die geschaffene Situation und kassirte sich den Preis für eine mehrere Meter lange Improvisation im Voraus ein.

Mit einem todesverachtenden Enthusiasmus, der die Spuren der geistigen Anstrengung verrieth, begann er endlich:

„Die Rosen sagen, die ich Dir gebrochen —
Mehr als mein Mund vermöcht' in vielen Wochen.
Sie brachen — welkten — berührt von meinem Herzen;
Es muß anstecken wohl mit seinen Schmerzen."

Elfriede war entzückt. „Also so improvisirt man?" fragte sie; „das ist hübsch. Ist es eine Ihrer besten Sachen?"

„Besser als meine gedruckten Gedichte!" —

Damit sprach er die Wahrheit.

Tags darauf machten wir einen kleinen Ausflug, bei welcher Gelegenheit wir auch die Eisenbahn benützen mußten. Als wir auf dem Perron standen, bemerkte ich plötzlich einen Jungen mit einem Pack Anschlagzettel und einen großen Kleistertopf. Mit großer Schnelligkeit klebte er eines der Blätter an die Wand. Friedrich und Elfriede standen ganz entfernt davon.

Wir gingen hin, sahen uns aber mit bestürzten Mienen an, als wir gelesen hatten.

Meine Frau blieb beim Plakat stehen und ich lief, um Friedrich zu suchen. Mit einigen Grimassen, die eine Entschuldigung bedeuten sollten, zog ich ihn von ihrer Seite und gab ihm zu verstehen, er möge schnell seine Tante aufsuchen.

Der Leser mag sich die Gefühle ausdenken, mit denen er nun die Ankündigung las:

„Hundert Gulden Belohnung! Demjenigen, der Auskunft über eine Dame Namens Elfriede Sinnig geben kann, die am Montag, den 17. d., das Haus ihres Vormundes verlassen, unter dem Vorwand, ihre den gleichen Namen tragende Verwandte in ..... aufzusuchen, aber weder dort eingetroffen, noch zurückgekehrt ist."

„Nun, was sagst Du dazu?" fragte meine Frau, als er gelesen hatte.

„Hm! Das ist eine sehr merkwürdige Geschichte!" meinte Friedrich. „Es wird aber wohl nichts übrig bleiben, als ihren Vormund zu verständigen."

„Damit hat aber die ganze Sache eine schlechte Wendung genommen," bemerkte meine Frau.

„Warte nur bis morgen! Zurück trete ich nicht." Mit diesen Worten griff Friedrich den jungen Mann mit den Zetteln an die Schulter.

„Sie brauchen nicht weiter zu fahren," sagte er, „fahren Sie nur wieder nach .... zurück und melden Sie Ihrem Auftraggeber, daß ihm morgen Jemand die gewünschte Nachricht hier in dieser Station geben will, er möge sich also mit dem Mittagszuge herbemühen!"

Dann riß er das noch feuchtePlakat von der Wand und kehrte mit meiner Frau zu uns zurück.

5.

Abends saßen wir zusammen auf der Veranda. Elfriede saß neben Friedrich, der eines meiner Gedichte recitirte, ich glaube zum erstenmal, denn bisher hatte sie dergleichen nicht dringend verlangt.

Als er zu Ende war, sagte er in ernstem Tone: „Sagen Sie mir, Elfriede, als Sie abreisten, was fühlten Sie da für den Dichter Kleeborn?"

„Große Bewunderung, ja Ehrfurcht vor Ihrem Geiste."

„Sie würden also auch gekommen sein, wenn Sie gewußt hätten, daß ich glücklicher Familienvater sei?"

Elfriede wurde roth und bemerkte etwas gereizt: „Ich wollte nur den Dichter kennen lernen!"

„Bitte, seien Sie nicht böse. Sie werden meine Frage gleich begreifen. Als Ihr Brief kam, machte ich mich gefaßt, einen Blaustrumpf vor mir zu sehen. Jeder Tag Ihres Hierseins brachte mich aber zu der entgegengesetzten Ueberzeugung. Ist ein solcher ähnlicher Gefühlswechsel auch in Ihnen vorgegangen? Sind Sie mir ein wenig gut?"

Sie wurde nur blaß und stotterte einige Worte, dann sanken sie sich in die Arme, beinahe hätte ich „Hurra" geschrieen.

Friedrich sprach zuerst wieder: „Und bist Du ganz sicher, daß es nicht Bewunderung meines Talentes ist, sondern nur Liebe?"

„Wenn Du nie eine Zeile geschrieben hättest, wenn Du ebenso talentlos wie Dein Onkel wärest, so würde ich doch nicht anders sprechen."

„Ich danke Dir," rief Friedrich entzückt. „Und nun kann ich Dir ein Geständniß machen. Ich bin nämlich gar nicht der Dichter Kleeborn."

„Wie? — Was willst Du damit sagen?"

„Daß ich eine Maske getragen habe."

„Ich bin starr vor Verwunderung," rief Elfriede; „ja, wer ist denn eigentlich der Dichter?"

„Der große Genius ist mein Onkel — er ist eben nicht taubstumm — kannst Du mir verzeihen?"

„Du bist ein grenzenlos unverschämter Mensch, ein Similidiamant, eine taube Nuß..."

„Elfriede!" bat Friedrich flehentlich.

„Aber wie Du mir, so ich Dir," fuhr sie fort, „auch ich bin eine — andere."

Da wir nicht mehr taubstumm waren, konnten wir in das erstaunte „Oh" und „Ah" unseres Neffen einstimmen.

„Ja," fuhr Elfriede fort, „ich bin eigentlich hier nicht ich, sondern meine Tante, die den gleichen Namen hat. Sie schrieb den überspannten Brief, sie wollte herkommen, aber ihre Gicht hinderte sie daran. Ich las den Brief, und da an demselben Tage ein Ereigniß eintrat, das mir den Aufenthalt bei meinem Vormund verleidete, so entschloß ich mich, statt ihrer herzufahren."

Nun hatten dieDinge eine Wendung genommen, die uns zu hellautem Lachen zwang. —

Als wir am Morgen beim Frühstück saßen, sagte Friedrich zu Elfriede: „Ich möchte Jemand eine Ueberraschung bereiten. Wie ich zufällig gestern erfuhr, ist Dein Vormund etwas besorgt über Deine Abwesenheit, und um ihn zu beruhigen, habe ich ihn eingeladen, mit dem Zwölfuhrzug auf unsere Station zu kommen. Willst Du mit mir gehen?"

Elfriede sah sehr verlegen vor sich hin.

„Ich vergaß zu erwähnen," bemerkte sie endlich, „daß dieses Ereigniß, das mich gleichsam zur Flucht zwang — ein Heirathsantrag meines Vormundes war, so ungefähr die Proposition zu einem Compagniegeschäft. Ich war so erschrocken, daß ich gar nichts antworten konnte."

„Ich werde mich mit Ruhe und Ueberlegenheit wappnen, mein Herz, komme nur mit!" sagte Friedrich siegesbewußt.

So fuhren sie also wieder in meinem Wagen auf die Station. Als sie zurückkamen, erzählten sie, daß sich der Vormund pünktlich eingestellt hatte, und auch gleich unangenehm werden wollte. Friedrich hatte ihm jedoch die finanzielle Seite der Angelegenheit so entschieden und günstig beleuchtet, daß er sein Mündel schließlich mit seinem vollen Segen entließ.

Blieb also nur die schwärmerische Tante über, und da weiß ich wirklich nicht, wie sich die jungen Leute später mit ihr abgefunden haben — ich weiß nur, daß meine Frau auf einmal einen prachtvollen Zobelpelz ihr Eigen nannte und Friedrich eine gewisse Achtung vor meinen Gedichten hatte. Ich tröstete mich damit, denn es ist das Loos eines jeden berühmten Dichters, nur Lorbeeren zu ernten.

Ein pfiffiger Bursche.

Lieutenant Mockl liebte es, im Café, ins Karambol vertieft, dieMorgenstunde zu erwarten. Er hatte nämlich einen Burschen, auf dessen Pünktlichkeit im Aufwecken er sich verlassen konnte. Nur eines fehlte dem braven Soldaten, die Energie, ein begonnenes Werk zu Ende zu führen, welcher Mangel oft die Ursache einer Verspätung seines Herrn geworden.

Eines Tages, oder besser, eines Frühmorgens um circa halbzwei Uhr, besann sich Lieutenant Mockl, gerade als er sein Zimmer betrat, daß er um vier Uhr schon geweckt werden müsse, wolle er zur Parade zurecht kommen.

Er dreht sich um, und geht in die Kammer seines Burschen, der bereits aufs beste schläft: „Alois!"

„Befehle Herr Leitnam," tönt es ihm verschlafen entgegen.

„Du wirst mich heute um halbvier Uhr wecken; nicht vergessen!"

„Jawohl, Herr Leitnam!"

„Ich werde vielleicht hart schlafen; thue was Du willst, um mich aufzubringen. Steh' ich rechtzeitig auf, bekommst Du eine Krone; verschlafe ich, kommst Du in Arrest. Also um halbvier Uhr!"

„Jawohl, Herr Leitnam!"

Zufrieden legte sich Lieutenant Mockl zu Bette. Er wußte sich gesichert: sein Bursche verschläft nicht, das weiß er, und zum Munterwerden hat es bis vier Uhr eine halbe Stunde Zeit.

Er schläft ein.

Traumlos verbringt er die zwei Stunden. — — — —

„Herr Leitnam," hört er da schüchtern rufen, und verspürt ein leichtes Tupfen am linken Arme, „Herr Leitnam, 's is schon Zeit!"

„Geh weg!" murmelt er schlaftrunken ärgerlich.

„Herr Leitnam," hört er wieder, und er verspürt ein Stoßen an der Schulter, „'s is schon an vier Uhr!"

Der Lieutenant öffnet halb die Augen und blickt in die perspektivische Verkürzung seines eigenen Reitstockes, mit welchem sein Alois bestrebt ist, ihn munter zu kitzeln.

„Geh weiter," ruft er, lauter und energischer als das erste Mal, und schließt die Augen, jedoch spät genug, um seinen Netzhäuten Zeit zu lassen, den Lichteindruck des schleunigen Rückzuges seines Burschen zu empfangen.

Es kann doch unmöglich schon vier Uhr sein ,denkt er sich, und legt sich auf die andere Seite. Schon schwelgt er in der angenehmen Hoffnung, nicht mehr gestört zu werden, als er ein leichtes Heben seiner Unterlage verspürt; doch achtet er weiter nicht darauf. Nach einer Pause ein zweiter Stoß; er wird aufmerksam, beim dritten Stoße ärgerlich, beim vierten endlich springt er auf und sieht sich funkelnden Auges um.

Nirgends ein Alois zu sehen.

Beinahe glaubt er lebhaft geträumt zu haben, als ihn ein fünfter, erdbebenähnlicher Stoß schier aus dem Bette schleudert. Von einem logischen Strahl erleuchtet, schaut er unters Bett.

Fuchsroth im Gesicht, die dicken Schweißtropfen auf der Stirn, sieht er dort seinen Alois auf allen vieren, aus allen Kräften bemüht, die körperliche Last seines Herrn mit sammt der Matratze hoch zu heben und fallen zu lassen.

„Kerl," ruft der Lieutenant, eine plötzlich aufsteigende Lachlust krampfhaft unterdrückend, „bist Du verrückt? Marsch fort!" Erschrocken zuckt Alois zusammen, versetzt noch pflichtgetreu dem Bette einen letzten Stoß, und verschwindet in der Thüre mit seiner ganzen Länge. Nur der Kopf grinst heraus, froh des gelungenen Werkes.

„Melde gehorsamst, schon vier Uhr, und bitte gehorsamst um die Krone."

„Hinaus mit Dir!" schreit wüthend der Lieutenant.

Doch Alois bleibt, mit dem ewigen Refrain: „'s is schon vier Uhr."

Sein Herr ist vollkommen munter. „Wo ist der Stiefelknecht?" und er blickt wild herum, um dies Geräth zu entdecken, „wo ist derStiefelknecht, um ihn Dir an den Kopf zu werfen!"

„Melde gehorsamst," und Alois zieht grinsend den vermißten Gegenstand hinter seinem Rücken hervor; „der ist schon lang fort!"

Ewige Jugend.

Von Arnold Garde.

Als eine der schönsten Frauen aller Zeiten gilt Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois (1550). Noch in ihrem 60. Jahre soll sie etwas mädchenhaftes an sich gehabt haben, wozu namentlich die Glätte der Haut beitrug. Die Zeitgenossen sagten von ihr, sie habe von einem Zauberer das Geheimniß der complicirtesten kosmetischen Künste erworben. Welches war nun dieser Zauberer? Aus ihrem Munde erfuhr es Niemand. Erst nach ihrem Tode lüftete sich der Schleier, indem ihr Parfumeur, der Apotheker Oudard, folgende Erklärung abgab:

„Ich, Oudard, Apotheker, Mundarzt und Parfumeur, erkläre hiermit auf Ehre und Gewissen und in treuer Erinnerung an meine hochselige Gebieterin Madame Diana von Poitiers, daß das einzige Geheimmittel, welches sie anwendete, um sich vollkommene Gesundheit, Jugend und Schönheit bis in ihr 72. Jahr zu erhalten, Regenwasser war. In Wahrheit versichere ich, daß es in der ganzen Welt kein Mittel giebt, dessen fortwährende Anwendung zum Waschen und Baden die Haut geschmeidiger, die Farbe frischer, die Poren reiner und die Schönheit vollkommener zu erhalten geeignet wäre, als Regenwasser."

Auch Katharina von Medici besaß ein unfehlbares Hautglätte- und Runzelbeseitigungsmittel und es ist das Verdienst des bekannten Schriftstellers O. von Corvin, es für die Nachwelt gerettet und theilweise verbessert zu haben. Da der Herr sich bis in sein hohes Alter durch einen auffallend schönen Teint auszeichnete, so ist anzunehmen, daß er ihn eben seinem Mittel verdankte. Zu Nutz und Frommen unserer Frauenwelt sei das Recept hier aufgezeichnet.

Man thue in eine Porzellanschale das Weiße von mehreren Eiern. Dazu schütte man ganz fein gepulverten Alaun, für jedes Ei etwa einen nicht zu großen Theelöffel voll, glattgestrichen. Nachdem man dies wohl gemischt hat — mit einem Hölzchen oder hölzernen Löffel — setze man die Schale auf eine mäßige Spiritusflamme oder auf Kohlenfeuer. Man rühre fortwährend, bis das Eiweiß zusammenläuft, während wässerige Theile zerdampfen. Man lasse es indessen nicht zu hart werden. Erfahrung wird bald lehren, wann man aufhören muß. Die Masse thue man in einer porzellanenen Apothekermörser und reibe sie mit dem Stößel so lange, bis ein ganz feiner Brei entsteht, der sich zwischen den Fingern ganz sanft anfühlt. Während des Reibens thue man dazu eine Kleinigkeit von Benzoetinktur; ferner etwas von allerbestem Olivenöl. Schließlich kann man noch einige Tropfen Rosenöl oder Bittermandelöl oder von irgend einem beliebigen Parfum hinzufügen. Diese Salbe sieht außerordentlich appetitlich aus und muß sich sehr sanft anfühlen. Man bewahre sie in einem verschlossenen Töpfchen auf, da sie sich an der Luft leicht verhärtet. Diese Salbe reibe oder streiche man auf Gesicht oder Hände ziemlich dick und lasse sie einigermaßen trocken werden. Dann reibe man die Salbe mit den Fingerspitzen von der Haut ab, die dadurch außerordentlich rein, angenehm weiß und zart wie Sammt erscheint. Man kann sich die Salbe auch Abends einreiben, wenn man die durch das Trocknen entstehende Spannung nicht lästig findet. Am Morgen wäscht sich die trockene Salbe leicht mit Wasser ab. Will eine Dame dieses Mittel gegen Runzeln, z. B. auf der Stirn gebrauchen, so muß sie die Salbe ohne viel Oel bereiten, sie am Abend ziemlich dick auftragen und sich durch die dadurch erzeugte Spannung nicht beirren lassen, denn diese ist eben zur Glättung der Runzeln nöthig."

— Bestimmung. Schriftsteller: Ich hatte Ihnen vor einigen Wochen ein Gedicht mit dem Titel „Wanderlied" eingesandt. Was ist daraus eigentlich geworden? Redakteur: Das ist längst in den Papierkorb gewandert.

Gegenseitiges Erziehen.

Die Erwachsenen sind zu Erziehern bestellt, und wir sind stolz auf diesen Beruf, dem wir uns mit mehr oder weniger Hingabe widmen. Wir wachen sorgsam darüber, daß unserer Authorität nicht ein Tüpfelchen geraubt werde, wir fühlen uns den Kindern gegenüber in uns gefestigt, reif und weise, wir spielen uns als ihre Richter, ihre irdische Vorsehung auf, und dabei merken wir gar nicht, daß wir so ganz sachte und nebenbei ebenfalls erzogen werden, u. zwar von niemand anderm als von unseren jungen Zöglingen selber.

Schon das kleine, kaum ein paar Stunden alte Ding beginnt sich seine Eltern und Wärter zu erziehen. Es schreit, und wir lassen alles im Stich und eilen, es zu beruhigen; es strampelt und brüllt, und wir lösen uns fast auf in der Sorge, seine Wünsche zu errathen. Es verlangt, daß Mama in der Nacht aufstehe, und sie thut es; es stört ihre Ruhe, und sie ist nicht einmal unmuthig darüber. Es zeigt Unruhe und kleine Magenbeschwerden, und die Eltern verzichten auf ein Amüsement, auf das sie sich schon lange gefreut hatten.

Wir lernen Opfer bringen, gegen die wir uns bis dahin energisch gesträubt, Entsagung üben, die wir vorher nicht gekannt haben. Täglich, stündlich müssen wir uns auf sein Verlangen in der Selbstlosigkeit üben; mögen wir noch so halsstarrig sein, den Wünschen des Kindes fügen wir uns. Den Ungeduldigsten macht es geduldig, den Wildesten zahm, den Hypochonder zum umgänglichen Menschen und den Optimisten zum Weltverächter — je nach dem. Ihm zu Liebe unterdrücken wir unsere üble Laune, singen und springen, wenn es danach verlangt und sitzen still bei ihm, wenn es müde des Tollens ist.

Wir haben niemals Talent zum Geschichtenerzählen gehabt, und das Kind entwickelt es in uns; wir konnten den Anblick von Kranken nicht ertragen, und unser leidender Liebling wandelt uns zur Pflegerin. Wir haben manches Erlernte vergessen, und das Kind veranlaßt uns, es aufzufrischen, um es ihm mittheilen zu können. So giebt es den Antrieb zu einer Fortbildung, erweckt Gedanken, Empfindungen, Neigungen in uns, die bis dahin schliefen, führt uns unausgesetzt neue Ideen zu, gewöhnt uns an Arbeiten, die wir vorher nicht kannten, zwingt uns, eine neue Hausordnung auf, regt uns zu einer weisen Sparsamkeit an, veranlaßt uns, die Zukunft zu bedenken und wendet unseren leichten Sinn ernsten Betrachtungen zu. Unter seinem Einfluß wandelt sich die Weltdame zur Hausfrau, und der Mann, der die lustige Junggesellenzeit nicht vergessen konnte, ist plötzlich ans Haus gefesselt. Vater und Mutter gingen getrennte Wege, und das Kind führt sie zusammen — sie haben immer einig gelebt, und es pflanzt den Keim der Zwietracht zwischen sie.

Die bittersten Schmerzen, die schwersten Kümmernisse, der zehrendste Gram kommen uns von unseren Kindern, sie bürden sie uns auf und zwingen uns, sie zu tragen, ohne daß wir unterliegen dürfen. Sie lehren uns durch Thränen zu lächeln und das höchste Glück still in uns zu verschließen.

So kann das Kind einen völlig neuen Menschen aus uns machen. In jedem Fall bildet es sich selber die Eltern in uns aus. Es erzieht uns im wahren Sinne des Wortes, das kleine, schwache Geschöpfchen, dessen Wohl und Wehe doch Jahre lang ganz von uns abhängt, das gar keinen eigenen Willen, keine Spur von Authorität, keine Strafgewalt über uns besitzt, das weder die Absicht noch das Bewußtsein, uns zu beeinflussen hat, und dessen Erziehungsmethode doch oft viel wirkungsvoller ist, als die unsere ihm gegenüber. Daraus können wir, besteite und bewußte Erzieher, eine weise Lehre entnehmen. Was ist's, das dem schwachen Kinde so viel Gewalt und Einfluß uns gegenüber giebt? Die Liebe zu ihm in unserem Herzen und das elterliche Pflichtgefühl. So sollen euch in unserem Erziehungssystem Liebe und Pflichtgefühl das erste und entscheidende Wort sprechen. Nicht die Furcht soll unsere Kinder zum Gehorsam gegen uns veranlassen, sondern der Wunsch, den geliebten Eltern nur Freude zu bereiten, und das Bewußtsein, daß Gott es ihnen zur Pflicht gematch hat, den Erziehern unterthan zu sein. Die uns über die Kleinen und Unmündigen verliehene Authorität sollen wir ihnen unbewußt ausüben; das Kind darf gar nicht merken, daß es erzogen wird, wie wir es nicht merken, daß es uns erzieht — das ist das Geheimniß der Erziehungsmethode, die noch immer den größten Erfolg gehabt hat.

— Unter Freundinnen. — „Siehst Du, Marie, nun bin ich auch verlobt, nun bist Du mir in nichts mehr voraus." „Doch, ich bin öffentlich verlobt, Du aber nur heimlich."

— Auch ein Geschenk. Lehrer (zum Schüler): Für diese Ungezogenheit hast Du eigentlich eine Ohrfeige verdient, weil aber heuteDein Geburtstag ist, will ich Dir die Strafe schenken.

— Zart ausgedrückt. Rentier (einem Bewerber seine häßliche, mit einer übergroßen Nase bedachte Tochter vorstellend): „Nun, Herr Mayer, wie gefällt Ihnen meine Tochter?" — Bewerber: „Sehr gut — wenn Sie Ihr mit $25,000 unter die Nase greifen wollen!"

— Feine Abfertigung. Dienstmädchen (das sich um eine Stelle bewirbt): „....Ich muß Ihnen aber bemerken, daß ich ein b e s s e r e s Dienstmädchen bin!" — Hausfrau: „Ach, wissen Sie, dann verzichte ich lieber — ich suche nur ein g u t e s Dienstmädchen!"